

# Das Profil des Berliner Sprachenkonvikts für die selbständige Theologenausbildung in der DDR<sup>1</sup>

von  
WOLF KRÖTKE

## *1. Die Nötigung zur „selbständigen Theologenausbildung“ am Sprachenkonvikt*

Rudolf Mau hat ebenso lapidar wie treffend gesagt: Das Sprachenkonvikt trat „wenige Monate nach der Entstehung der DDR“ ins Leben und „löste sich wenige Monate nach deren Ende wieder auf“.<sup>2</sup> Es war also unzweifelhaft ein exklusives DDR-Phänomen. Es würde freilich zu weit gehen, wenn wir sagen würden, es verdankte sich der DDR. Eine solche Dankbarkeit wäre angesichts dessen schal, dass Partei und Regierung bis Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts unablässig Pläne geschmiedet haben, wie die akademische Theologenausbildung, die an dieser kirchlichen Einrichtung stattfand, beendet werden könne. Aber den Satz, dass sich die DDR die „selbständige Theologenausbildung“ am Sprachenkonvikt selber eingehandelt hat, könnten wir wohl wagen. Das gilt in einem doppelten oder gestaffelten Sinne. „Selbständig“, d.h. von staatlicher Einflussnahme unabhängig, war das Sprachenkonvikt von Anfang an. Die Evangelische Kirche von Berlin-Brandenburg sah sich vor heute beinahe 60 Jahren genötigt, auf die in Berlin durch die Regierung der DDR geschaffene Situation der Theologenausbildung in Ost und West zu reagieren. Da längst nicht alle aus dem Osten Deutschlands, die Theologie studieren wollten, an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität studieren konnten, wurde in der Borsigstraße in Berlin-Mitte eine Dependance der Kirchlichen Hochschule Berlin-Zehlendorf eröffnet. Schon der Name „Sprachenkonvikt“, der dieser Dependance gegeben wurde, weist darauf hin, dass sich um eine Einrichtung handelte, die Studie-

---

<sup>1</sup> Überarbeiteter Vortrag auf einer Tagung des Vereins für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte am 18. April 2009 in Ziesar.

<sup>2</sup> R. MAU, Das „Sprachenkonvikt“. Theologische Ausbildungsstätte der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg („Kirchliche Hochschule Berlin-Brandenburg“) 1950-1991, in: M. KÖCKERT (Hg.): Der Wahrheit Gottes verpflichtet. Theologische Beiträge aus dem Sprachenkonvikt für Rudolf Mau, Berlin 1993, 25.

renden aus dem Osten eine Wohnmöglichkeit in Ost-Berlin geben und sie durch die Ausbildung in den alten Sprachen auf das Theologiestudium vorbereiten sollte. Zwar wurden nach und nach auch einige theologische Lehrveranstaltungen aus Zehlendorf in die Borsigstraße verlegt. Ihr eigentliches Studium aber absolvierten die Studierenden des Sprachenkonvikts in West-Berlin. Als theologische Ausbildungsstätte war das Sprachenkonvikt damals also nicht eigenständig. Zu solcher Eigenständigkeit gab die DDR vielmehr erst durch den Mauerbau im Jahre 1961 den entscheidenden Anstoß.

Die Evangelische Kirche von Berlin-Brandenburg/Ost hat sich in diesem dramatischen Jahre 1961, aber mehr noch 1962/63, *aufgerafft*, eine „selbständige Theologenausbildung“ im vollen Sinne des Wortes im Osten Berlins zu wagen. Das ist so zurückhaltend zu formulieren, weil es nämlich auch anders hätte kommen können. Es mag mir gestattet sein, an dieser Stelle eine persönliche Erinnerung an diese Zeit einzufügen. Ich hatte mich zum Wintersemester 1961/62 zum Studium am Sprachenkonvikt beworben. Als mich die Nachricht vom Mauerbau bei einer Paddelboottour überraschte, bin ich sofort in die Borsigstraße geeilt, um zu fragen, was nun werden würde. Ich erinnere mich noch gut an die große Ratlosigkeit, die dort herrschte, aber auch an die dringende Bitte des Ephorus, doch ja die Bewerbung nicht zurück zu ziehen. Wenn jetzt auch noch die Studenten wegblieben, sei, nachdem der Lehrkörper so gut wie weg war, alles aus. In der Tat war das Vorhandensein und Hinzukommen von Studierenden – ich selbst gehörte zu einer Gruppe von ca 25 Kommilitoninnen und Kommilitonen, die aus dem „Katechetischen Oberseminar“ in Naumburg/Saale kamen – eine wesentliche Triebkraft, jetzt eigenständig ein Studium zu organisieren.

Aber es gab in der Kirche durchaus auch Zurückhaltung gegenüber diesem Vorhaben. Diese Zurückhaltung war darin begründet, dass es ja in Ost-Berlin eine Theologenausbildung an Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität gab. Studierende nicht nur aus Berlin und Brandenburg, sondern aus der ganzen DDR waren dort immatrikuliert. Allein schon aus Kostengründen war die Berlin-Brandenburgische Landeskirche daran interessiert, dass diese Ausbildungsmöglichkeit von den Studierwilligen auch wahrgenommen wurde. Hinzu kam, dass man den Staat nicht durch den Aufbau eines Konkurrenzunternehmens mit Hochschulcharakter reizen wollte. Denn die für die Theologische Fakultät zuständigen politischen Instanzen signalisierten deutlich, dass sie den Aufbau einer eigenen Hochschulausbildung im

Raum der Kirche nicht dulden würden. Es ist darum z.B. von Vertretern der Kirche im Kuratorium ernstlich der Vorschlag gemacht worden, am Sprachenkonvikt keine Vorlesungen zu halten. Damit sollte der Anschein einer „akademischen Ausbildung“ zu vermieden werden. Noch im März 1963 hat Generalsuperintendent Albrecht Schönherr dem Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen zugesichert, „dass es sein Bestreben sei, zu unterbinden, dass den Theologischen Fakultäten Konkurrenz gemacht werde“. So steht es in einer Aktennotiz, die Friederun Fessen, welche im Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen (SHF) damals für die Theologischen Fakultäten zuständig war, angefertigt hat. In dieser Notiz heißt es weiter: Schönherr „begrüße diese staatliche Ausbildungsmöglichkeit für Theologen und wolle das Sprachenkonvikt allmählich wieder zu einer Stätte werden lassen, an der tatsächlich nur die alten Sprachen und Bibelkunde zur *Vorbereitung* auf das Theologiestudium vermittelt werden.“<sup>3</sup>

Schönherr hat sich mit diesem seinem Bestreben nicht durchgesetzt. Das lag einerseits daran, dass sich in der Kirche und unter den jungen, im Osten angesiedelten Assistenten der Kirchlichen Hochschule Zehlendorf, die von einem Tag auf den anderen zu Dozenten wurden, Viele befanden, die sich dem Anliegen und dem Geist der aus der Bekennenden Kirche hervorgegangenen *Kirchlichen Hochschule* verpflichtet wussten. Als das Sprachenkonvikt durch einen Akt staatlicher Gewalt von dieser Hochschule abgetrennt wurde, waren die *inneren Bindungen* an diese Form theologischer Ausbildung stark genug, um sie jetzt eigenständig ins Werk zu setzen. Andererseits zeichnete sich in den fünfziger Jahren zunehmend ab, dass die Theologischen Fakultäten an den sozialistischen Universitäten der DDR durchaus kein freies und auf die Kirche bezogenes Studium garantierten und längst nicht alle, die Theologie studieren wollten, zum Studium zuließen. Ich zählte, nachdem ich aus dem Zuchthaus entlassen worden war, z.B. dazu und wäre ohne die Kirchlichen Hochschulen in der DDR wahrscheinlich Tischler oder sonst etwas geworden.

Aus beiden Gründen – dem Lebendigsein des Anliegens einer Kirchlichen Hochschule in der Tradition der Bekennenden Kirche und den Entwicklungen an den Theologischen Fakultäten – hat es der Mehrzahl der Verantwortlichen in der Berlin-Brandenburgischen Kirche eingeleuchtet, dass sie auf eine selbständige Theologenausbildung schwerlich verzichten konnten. Insbesondere an der Berliner Theologischen Fakultät entwickelten sich die Verhältnisse so, dass die Kirche über eine eige-

---

<sup>3</sup> Aktennotiz des SHF vom 18.04.1963.

ne Theologenausbildung selbst dann hätte nachdenken müssen, wenn es das Sprachenkonvikt nicht gegeben hätte. Wenn wir das Wort „selbständige Theologenausbildung“ richtig gewichtigen wollen, müssen wir uns diese Verhältnisse kurz vor Augen führen. Sie sind sozusagen die Landschaft, in der das Profil der kirchlichen theologischen Ausbildung erst richtig in Erscheinung tritt und für deren Aufhellung sich das Sprachenkonvikt durch die Fusion mit der Theologischen Fakultät im Jahre 1991 am Ende auch selbst verantwortlich wusste. Außerdem ist es nötig, sich diese Landschaft zu vergegenwärtigen, um der Gerücht entgegen zu treten, die Ausbildung auf dem berühmten „Hinterhof“ in der Borsigstraße sei ein Rückzug aus dieser Landschaft in ein DDR-typisches Nischen-Dasein gewesen.

## *2. Das Gegenmodell: Theologie unter staatlicher Aufsicht*

Es können hier nur ein paar kurze Hinweise auf exemplarische Charakteristika der staatlichen Theologenausbildung,<sup>4</sup> die sich – räumlich ein paar Minuten von der Borsigstraße entfernt – erst in den unzerstörten Nebenräumen des Berliner Doms, dann in einer schäbigen Baracke in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße und schließlich in einer wackligen ehemaligen Villa in der Burgstraße vollzog.

An erster Stelle muss der Hinweis stehen, dass die DDR-Regierung die Theologischen Fakultäten nur deshalb nicht aus der sozialistischen Universität verbannt hat, weil sie anstrebte, durch die staatliche Ausbildung von Theologen Einfluss auf eine zukünftige staatstreue Pfarrerschaft nehmen zu können. Pläne zur Ausgliederung der Theologischen Fakultät aus der Universität, die Ministerpräsident Otto Grotewohl höchst selbst auf Geheiß der Sowjets im Jahre 1952 zum ersten Mal unterbreitete, sind darum immer wieder verworfen worden. Doch die Berliner Theologische Fakultät, wie sie sich in Gestalt der Professoren Anfang der fünfziger Jahre konstituierte, erwies sich für genannte Absicht im Ganzen als ungeeignet. Die Akten von Partei und Regierung sind voll von Klagen, dass es an dieser Fakultät keine sog. „fortschrittlichen“ Professoren gebe. Bei den Studierenden sah es nicht viel besser aus. Die Bestimmungen der 2. Hochschulreform von 1951 für ein Studium an der so-

---

<sup>4</sup> Zur ausführlichen und materialreichen Darstellung der Geschichte der Theologischen Fakultäten in der DDR vgl. F. STENGEL, Die Theologischen Fakultäten der DDR als Problem der Kirchen- und Hochschulpolitik des SED-Staates bis zu ihrer Umwandlung in Sektionen 1970/71, Arbeiten zur Theologie und Kirchengeschichte, Band 3, Leipzig 1998; die Fortschreibung dieser Geschichte bis zum Ende der DDR ist ein dringendes Desiderat!

zialistischen Universität mit der FDJ als Organisationskraft im Zentrum ließen sich bei den Theologen nur annäherungsweise durchzusetzen. Charakteristisch für diese Zeit ist der vom Sekretariat des ZK der SED am 15.12.1955 ausgearbeitete Plan für die Theologischen Fakultäten, in dem in 16 Punkten teils administrative, teils „bewusstseinsbildende“ Maßnahmen für die Studierenden angeordnet wurden. In Hinblick auf die Berliner Professoren aber wurde die nun wahrlich nicht zukunftsweisende, sondern eher resignative Direktive ausgegeben, „den überwiegend reaktionären Lehrkörper [...] zu schwächen.“<sup>5</sup>

Partei und Regierung haben deshalb aus dem in ihrem Sinne katastrophalen Erscheinungsbild der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität die Konsequenz gezogen, dass sie ihr Ziel nur erreichen können, wenn sie einen *Nachwuchs* befördern, der sich für ihre Vorstellung von einem Pfarrer in der DDR engagiert. Wegweisend und geschichtsträchtig für diese Vorstellung ist ein „Perspektivplan“ des SHF für die Theologischen Fakultäten vom 10.4.1958 in dem die schon erwähnte Friederun Fessen als „Erziehungsziel“ das Bild eines „neuen Typs von Pfarrern“ zeichnete. Pfarrer dieses Typs seien solche, „die in der DDR ihr Vaterland sehen, die den Friedenskampf und den Aufbau des Sozialismus in Worten und Taten unterstützen, die aus ihrem christlichen Glauben keine reaktionäre Philosophie und keine anti-kommunistischen Thesen ableiten, sondern erkennen, dass die von ihrer ‚Heiligen Schrift‘ geforderte Nächstenliebe am besten im sozialistischen Humanismus konkretisiert und in der sozialistischen Gesellschaft verwirklicht wird; Pfarrer, die daher weitgehend den proletarischen Klassenstandpunkt einnehmen, die ökonomischen und politischen Ziele der SED bejahen und mit ihren Kräften unter den Christen für diese Ziele wirken; Pfarrer, die das religiöse Opium denjenigen reichen, die seiner noch bedürfen, aber nicht mehr Stärke durch dieses Opium zu schwächen versuchen“.<sup>6</sup>

Obwohl Fessen, die heute erstaunlicherweise Sprecherin der „Christen in der Linkspartei“ ist, 1965 gehen musste, weil ihre rigorose, Lebensläufe zerstörende Personalpolitik selbst der Partei zu viel wurde, hat dieser Text Geschichte gemacht. Seine Grundzüge finden wir in dem „Absolventenbild“, das 1970 die ideologische Grundlage der Umwandlung der Fakultät in eine von einem staatlichen Einzelleiter geführte Sektion Theologie wurde. Es klingt in seinem ersten Teil wie die Anweisung für einen FDJ-Funktionär und in seinem zweiten wie die Karikatur eines Pfar-

---

<sup>5</sup> BArch, DR-3, 1446.

<sup>6</sup> BArch, DR-3, 5595

ners.<sup>7</sup> Dieses „Absolventenbild“ ist nach ernststen Protesten aus dem Raum der Kirche heraus zwar öffentlich nicht mehr verbreitet worden, blieb aber in Geltung. Es wurde noch im Herbst 1989 vom „Direktor für Erziehung und Ausbildung“ Studienbewerbern zur Unterschrift vorgelegt.

Dass die *ganze* Fakultät dieser Grundlage der theologischen Ausbildung zustimmen konnte, ist zweifelsfrei ein Erfolg der Nachwuchspolitik des SHF in den fünfziger Jahren. Nach und nach konnten „fortschrittliche“ Kräfte auf die Lehrstühle und in sonstige Positionen gebracht werden. Wer nicht in dieses Schema passte, musste gehen. Hartmut Aschermann, der Assistent von Johannes Schneider und zugleich Ephorus des Sprachenkonvikts, bekam keine Perspektive. Joachim Rogge, dem habilitierten Assistenten von Walter Elliger, setzte man der Stuhl vor die Tür. Dem Sprachenkonvikt kam das sogar zugute. Er wurde Dozent des kirchlichen Lehramts für Kirchengeschichte. Auf diesem Wege sollten ihm zu Beginn der sechziger Jahre Rudolf Mau, ein Schüler Rudolf Hermanns, der Alttestamentler Günther Morawe, der doppelt promoviert war, eine zeitlang der Neutestamentler Günther Baumbach und am Ende sogar Traugott Vogel, der letzte Assistent von Heinrich Vogel, folgen.

---

<sup>7</sup> Es heißt dort: „Der Absolvent der Sektion Theologie fühlt sich mit der sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung, der ersten wahrhaft menschlichen Gesellschaftsordnung in der Geschichte, fest verbunden. [...] Er hat erkannt, daß der Imperialismus der erwiesene Feind von Frieden und gesellschaftlichem Fortschritt in unserer Epoche ist. Er hat aus der Geschichte gelernt, daß sich nur die Arbeiterklasse konsequent für Frieden und gesellschaftlichen Fortschritt eingesetzt hat und einsetzt. Von daher ist ihm klar, daß der Sozialismus nur dort verwirklicht wird, wo die Arbeiterklasse im festen Bündnis mit allen Werktätigen durch ihre marxistisch-leninistische Partei die Gesellschaft führt. [...] Er studiert nach Abschluß seiner Hochschulausbildung intensiv die wissenschaftlichen Erkenntnisse des Marxismus-Leninismus von der Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung, um sich einen begründeten parteilichen Standpunkt in der Klassenauseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus ständig neu erarbeiten zu können. Dies befähigt ihn, seinen Gemeindegliedern [...] auf ihrem Wege in der sozialistischen Menschengemeinschaft zu helfen und dem Mißbrauch von Kirche und Theologie durch die imperialistische Globalstrategie, insbesondere der Verbreitung antikommunistischer Parolen und konvergenztheoretischer Spekulationen wirksam entgegenzutreten. Im gesellschaftlichen Engagement für den Sozialismus wird er seiner Gemeinde ein Beispiel geben.“ Es folgt dann eine Aufzählung von Kenntnissen und Fertigkeiten, die im engeren Sinne zur Theologie und Gemeindegliederarbeit gehören. Das Alles ist freilich zurück bezogen auf die ersten Aussagen und gipfelt in dem schönen Satz: „Vor innerkirchlichen Anfeindungen, die ihn deshalb treffen könnten, schreckt er nicht zurück“ (Zur Geschichte der Theologischen Fakultät Berlin, Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität 7, 1985, 609f.)!

In die auf sozialistische Fortschrittlichkeit getrimmte Berliner Theologische Fakultät aber regierte nun ein ganzes Aufgebot von untereinander vernetzten Kräften hinein. Allem voran war das die Arbeitsgruppe (AG) „Kirchenfragen“ beim ZK der SED mit dem ausführenden Organ des SHF. Auch das Staatssekretariat für Kirchenfragen (SfK) wollte ein Wort mitreden. Außerdem suchte die Ost-CDU Einfluss zu gewinnen. Die FDJ versuchte, Fuß zu fassen. Die Prager Friedenkonferenz zog ihre Fäden. Und schließlich war der Staatssicherheitsdienst in einem ungewöhnlichen Ausmaß am Werke. Friederun Fessen vom SHF als IM „Irene“ sprach alle ihre Maßnahmen mit dem Geheimdienst ab. Im SfK assistierte Manfred Wilke als IM „Wächter“. Der Dozent für das marxistische Grundlagenstudium war Helmut Dressler mit dem Decknamen „Harry“, gefolgt von den Scharfmachern Hinrich Römer (IM „Tiber“) und Jürgen Janott (IM „Student“). „Fortschrittliche“ Nachwuchswissenschaftler wie Hanfried Müller und Hans-Georg Fritzsche hatten sich Mitte der fünfziger Jahre als „IM Hans Meier“ und „IM Fritz“ verpflichten lassen und machten Karriere, wobei Fritzsche die Rolle eines reaktionären avant provocateur zugeordnet war. Hinzu kamen kontinuierlich weitere IMs. Ich zähle Mitte der achtziger Jahre 8 unter den Professoren und Dozenten<sup>8</sup>.

Aber auch ohne das war die Fakultät/Sektion im Laufe der Zeit in einer Weise politisiert, die zu einem erschreckenden inneren Zustand des Lehrkörpers führte. Eine von Hanfried Müller angeführte SED-Fraktion und eine um Hans-Hinrich Jossen gesammelte CDU-Fraktion lieferten sich, obwohl sie beide den „real existierenden Sozialismus“ völlig bejahten, elende Auseinandersetzungen. Jossen hat in einer allerdings sehr parteilichen und sich selbst rechtfertigenden Darstellung als einer der Beteiligten unter dem Titel „Wegsuche in vermintem Gelände“ eine Geschichte der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universitäten geschrieben, durch die man sich vom schlimmen inneren Zustand dieser Fakultät/Sektion einen Eindruck verschaffen kann<sup>9</sup>. Als Gegenstück dazu mag man sich den Rückblick des kürzlich verstorbenen Hanfried Müller in der letzten Ausgabe der Weißenseer Blätter vom März 2006 ansehen, in der er mit der „Konterrevolution“, wie er die demokratische Umwandlung

<sup>8</sup> Zu dieser Bilanz vgl. D. LINKE, Theologiestudenten an der Humboldt-Universität. Zwischen Hörsaal und Anklagebank, Neukirchen 1994.

<sup>9</sup> Ich danke Herrn Dr. Martin Jossen, dass er mir das Typoskript der Ausarbeitung seines Vaters mit dem Titel „Wegsuche in vermintem Gelände. Autobiographisch orientierte Darstellung zur Geschichte der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin vor allem zwischen 1960–1990“ zur Verfügung gestellt hat.

der DDR-Gesellschaft nannte, abrechnet. Hier wird in Klarheit beschrieben, wie im Kontakt zu den höchsten Parteispitzen und mit den „Freunden vom Mfs“ von dieser Seite nicht nur Fakultäts-, sondern auch Kirchenpolitik betrieben wurde<sup>10</sup>.

Was hat das alles mit dem Sprachenkonvikt zu tun, in dem wir zwar von den Zuständen bei unseren theologischen „Nachbarn“, aber nichts von den Hintergründen wussten? Es wurde einerseits als bedrohliche Konkurrenz angesehen. Das war auch berechtigt, weil die Immatrikulationszahlen an der Theologischen Fakultät auf Grund des Rufes, den sich diese Fakultät an der Basis der Kirche erworben hatte, in den sechziger und siebziger Jahren kontinuierlich zurückgingen. Unser Vertrauensmann in der Fakultät/Sektion Hans Georg Fritzsche (alias „IM Fritz“) hat darum dem MfS ebenso kontinuierlich Vorschläge unterbreitet, wie dem Sprachenkonvikt zu schaden sei. Hans Hinrich Jansen assistierte diesem Bestreben 1966 als Dekan, indem er in einem offiziellen Schreiben an den Staatssekretär für Kirchenfragen „staatliche Maßnahmen“ in Vorschlag brachte, „um der uferlosen Ausweitung der Kirchlichen Hochschulen“ Einhalt zu gebieten. Als die Fakultät zudem noch gänzlich zu „verweiblichen“ drohte, weil Wehrdienstverweigerer und Bausoldaten nicht immatrikuliert wurden, hat er sich 1968 an den Stadtkommandanten der „Nationalen Volksarmee“ von Berlin mit der Bitte gewandt, mehr Männer aus dem „sogenannten Sprachenkonvikt“ einzuziehen. Denn sonst würde der „Bewerberstrom“ allein dorthin gelenkt<sup>11</sup>.

Auf der anderen Seite wurde aber auch wahrgenommen, dass man hinter die Maßstäbe, welche am Sprachenkonvikt und an den Schwesterinstituten in Naumburg/Saale und Leipzig für die wissenschaftliche theologische Ausbildung gesetzt wurden, nicht zurückfallen dürfe. Wenn es in der Ausbildung und Forschung in den theologischen Grunddisziplinen nicht zu einer völligen Ideologisierung der theologischen Disziplinen kam, wie es bei der Sektionierung durchaus vorgesehen war und wie z.B. die von Rosemarie Müller-Streisand vertretene Neuere Kirchengeschichte oder das Fach „Ökumenik“ profiliert wurden, dann verdankt sich das der Beeindruckung durch das Niveau der Theologie an den kirchlichen Ausbildungsstätten. Studierende konnten deshalb, wenn sie sich den ganzen administrativen Aufwand zur Durchsetzung des sozialistischen „Erziehungsziels“ vom Leibe hielten, durchaus ordentlich Theologie an dieser Fakultät/Sektion studieren. Die Berlin-Brandenburgi-

<sup>10</sup> Vgl. H. MÜLLER, Zur Spezifik der Weißenseer Blätter. Stimme aus der Kirche während der konterrevolutionären Krise. Ein sehr persönlicher Rückblick, Weißenseer Blätter 3/2006, 6-33.

<sup>11</sup> Vgl. den Abdruck beider Schreiben bei STENGEL, Fakultäten (s. Anm. 4), 788f.



sche Kirche hat von dem Studium dort denn auch niemals abgeraten. Bei den Immatrikulationsgesprächen am Sprachenkonvikt wurden die Bewerberinnen und Bewerber immer gefragt, warum sie nicht an der Sektion studieren wollten. Außerdem entspannten sich die Verhältnisse nach dem Staat-Kirche-Gespräch zwischen dem Vorstand des Bundes der Evangelischen Kirchen und Erich Honecker vom 6. März 1978 auch etwas. Es kam im Gefolge dessen bei verschiedenen Projekten zur Zusammenarbeit von Kolleginnen und Kollegen aus beiden Theologie-Institutionen und zu regelmäßigen Begegnungen beim Bischof.

Dass wir eine „gemeinsame Geschichte“ gehabt hätten, wie es in dem Brief der wieder zur Fakultät gewordenen Sektion vom 30.5.1990 heißt, in dem der Berlin-Brandenburgischen Kirche die Fusion mit der Sprachenkonvikt angeboten wurde, war freilich eine maßlose Übertreibung. Dazu war das Profil der Theologischen Ausbildung am Sprachenkonvikt denn doch viel zu selbst- und eigenständig.

### *3. Theologische Ausbildung als Einübung in die Freiheit theologischer Existenz*

#### *3.1. Das Sprachenkonvikt als Theologische Fakultät*

Wenn heute in abstracto beschrieben werden soll, was das Profil der Theologenausbildung am Sprachenkonvikt ausmachte, dann ergibt sich für Theologiekundige im Grunde nichts wirklich Überraschendes. Hier wurde geforscht und gelehrt wie an einer Theologischen Fakultät, die sich auf der Linie von Friedrich Schleiermachers Verständnis einer solchen Fakultät bewegt. Das bedeutet einerseits, sie ist durch ihren Gegenstand und ihre Ausbildungsaufgabe auf die kirchliche Praxis, die ihr Zentrum in der Verkündigung des biblischen Gottes hat, bezogen. Andererseits steht sie im kritischen Gegenüber zu dieser Praxis, indem sie die Texte, die Glaubens- und Verkündigungsinhalte sowie die Praxisfelder der Kirche in freier wissenschaftlicher Forschung reflektiert und verantwortet. Sie hat einen kirchlichen und einen wissenschaftlichen Bezug. „Kirchliches Interesse und wissenschaftlicher Geist“, so hat Michael Jacob ein Schleiermachersymposium von 1984 am Sprachenkonvikt zusammengefasst<sup>12</sup>. Er hat damit zugleich auch das Profil des Sprachenkonvikts auf eine Kurzformel gebracht.

---

<sup>12</sup> Vgl. M. JACOB, „Kirchliches Interesse und wissenschaftlicher Geist“. Vom Schleiermacher-Gedenken am Sprachenkonvikt Berlin (DDR), BThZ 1 1984, 353–356.

Der Unterschied zu einer Theologischen Fakultät heute bestand nur darin, dass sich an der Universität der „wissenschaftliche Geist“ in den Vordergrund drängt, während an einer Kirchlichen Hochschule das „kirchliche Interesse“ zu dominieren droht. Beides tut der Lebendigkeit der eigentümlich in einem *Spannungsfeld* von Kirche und Wissenschaft angesiedelten Theologie nicht gut, wie am heutigen theologischen Universitätsbetrieb einerseits und auch an einigen Vorgängen am Sprachenkonvikt, dem hin und wieder bestimmte kirchliche Vorstellungen von theologischer Ausbildung aufgedrängt werden sollten, leicht gezeigt werden kann.

Es ist dem Zusammenwirken von freien theologischen Geistern in der Kirche und den von wissenschaftlichem Eros erfüllten jungen Dozenten der Anfangszeit wie Christoph Demke, Hans-Jürgen Hermisson und Eberhard Jüngel zu danken, dass das Sprachenkonvikt eine Kuratorialverfassung bekam, die sie zum *selbständigen Gegenüber* der Kirche im Raum der Kirche machte. Die *Freiheit* der theologischen Bezogenheit auf die Kirche und die *Freiheit* der Wissenschaft sollten hier im Vollzuge theologischer Forschung und Lehre zusammen treffen.

Das ist dann in praxi nicht immer gut gelungen. Die Stellung der Dozenten als sogenannte „Provinzialpfarrer“, die Abhängigkeit der Studierenden von kirchlichen Stipendien und überhaupt die Abhängigkeit einer Institution theologischer Ausbildung von kirchlicher Finanzierung, aber auch von kirchlichem *Schutz* gegenüber einem Staat der geschilderten Art, haben auch Unfreiheiten nach sich gezogen. Dennoch muss ich wiederum aus persönlicher Erfahrung sagen: Ich habe mich als Dozent des Kirchlichen Lehramtes am Sprachenkonvikt als ein freier Mensch in der DDR gefühlt. Der Staat konnte mir sowie nicht vorschreiben, was ich zu lehren und zu forschen hatte. Von kirchlicher Seite hat mir auch keiner in das hineingeredet, was ich als meine freie Aufgabe in diesem Lehramt ansah<sup>13</sup>. Ich denke, so ist es auch den meinen anderen Kolleginnen und Kollegen ergangen.

Es gab deshalb am Sprachenkonvikt nicht so etwas wie eine theologische Ideologie, auf die Lehrende und Lernende verpflichtet werden sollten. Das *Ereignis* der Wahrheit des christlichen Glaubens und seine Bezeugung in den Texten und nicht irgendeine noch so korrekte historische, exegetische, dogmatische oder praktische Kanalisierung dieser Wahrheit sollte die Studierenden zu *eigener* Wahrheitsfin-

---

<sup>13</sup> Bei dieser Aussage lasse ich allerdings unberücksichtigt, dass das Konsistorium in *Görlitz*, welches das Kollegium des Sprachenkonvikts zunächst zur Würde einer Nachfolgerin der Theologischen Fakultät in Breslau (!) erhoben hatte, uns aus dem Prüfungsamt entfernt hat, weil bei uns – Bultmann gelehrt würde.

dung und zum *eigenen* Urteil heraus fordern. Darum wurde am Prinzip der Doppelbesetzung der fünf Hauptdisziplinen festgehalten. Dieses Prinzip ist darauf ausgerichtet, dass die Studierenden mit unterschiedlichen Positionen konfrontiert werden und selbständig eigene Entscheidungen treffen sollen. Wenn es bestimmte Schwerpunkte der Forschung und der Lehre gab, die am Sprachenkonvikt auffällig hervorstachen, dann verdankte sich das den *Personen*, welche die einzelnen Fächer besetzten und besonders eindrücklich profilierten.

So hat z.B. die Prägung Christoph Demkes und Eberhard Jüngels durch die hermeneutische Variante der existenzialen Interpretation biblischer Texte, wie sie Ernst Fuchs an der Kirchlichen Hochschule Berlin-Zehlendorf mit sehr großem Lehrerfolg vertrat, der Forschung und Lehre am Sprachenkonvikt der Anfangszeit zweifellos ein besonderes Gesicht gegeben. Exegeten wie Günther Baumbach, Christian Wolff und Martin Behnisch aber vertraten einen ganz anderen Typus der Auslegung biblischer Texte. Durch Heinrich Vogel, aber faktisch weitaus wirksamer durch Eberhard Jüngel ist die Weiterarbeit an Karl Barths Theologie ein Schwerpunkt der Systematischen Theologie gewesen, wobei sich Jüngel besonders um die Überwindung des Streites zwischen Barth und Bultmann verdient gemacht hat. Aber die beiden Nachfolger von Jüngel, Ulrich Kühn und Ingo Klär, haben sich – vorsichtig ausgedrückt – in unterschiedlicher Weise sehr distanziert zu Barths Theologie verhalten und ganz andere Schwerpunkte gesetzt. Dass am Ende zwei Theologen, die der Barthschen Tradition nahe standen, nämlich Traugott Vogel und ich, auf den systematischen Lehrstühlen saßen, verdankt sich Engpässen an geeigneten Wissenschaftlern anderen Profils und keiner institutionellen Programmatik.

Ich könnte im Blick auf die anderen Disziplinen so fortfahren, die vielfältige und durchaus auch konfliktträchtige und spannungsreiche Gestalt theologischer Forschung und Lehre am Sprachenkonvikt zu schildern. Das würde hier zu weit führen. Wesentlich aber war das Einverständnis im Kollegium über das freie *wissenschaftlich-akademische Niveau* der Ausbildung, zu dem auch eine philosophische Bildung gehörte. Das war brisant. Denn der Staat beanspruchte in dieser Gesellschaft das Philosophie-Monopol unter der Leitung des Marxismus-Leninismus. Man hat von staatlicher Seite denn auch versucht, dem Sprachenkonvikt ein durch staatliche Lehrer gestaltetes marxistisch-leninistisches Grundlagenstudium aufzuzwingen. Ein Hinweis am schwarzen Brett, dass sich die Studierenden darüber an der Volkshochschule informieren könnten, war das Äußerste an Zugeständnis, das gemacht wurde. Im Übr-

gen legten Gerhard Stammler und ihm folgend Richard Schröder auf einer mit dem Katechetischen Oberseminar in Naumburg/Saale geteilten Philosophischen Dozentur Marx und Lenin selbst aus. Sie ließen den Studierenden darüber hinaus eine in DDR einzigartige philosophische Bildung und Orientierung in der europäischen Geistesgeschichte zuteil werden.

Die „Mauer“ aus Beton und aus Betonköpfen hatte auch sonst nur geringe Bedeutung für die *theologischen Wege*, welche die Forschung und die Ausbildung inhaltlich bestimmten. Nach der „Wende“ ist im Westen irgendwie die Vorstellung aufgekommen, wir hätten – eingemauert, wie wir waren – in der DDR theologisch auf dem Mond gegessen. Der Stifterband für die deutsche Wissenschaft hat der Theologischen Fakultät der Humboldt Universität 1992 aus diesem Grunde eine üppig ausgestattete Stiftungsprofessur eingeräumt, auf die renommierte Wissenschaftler aus dem Westen berufen werden sollten, deren Aufgabe es war, uns beizubringen, was eine theologische Harke von eigentlichem Format ist. Witzigerweise war der erste Stiftungsprofessor dieser Art in Gestalt von Eberhard Jüngel ein – Sprachenkonviktler.

Die Vorstellung, dass es die „selbständige Theologenausbildung“ in der DDR erst durch die „Wende“ mit der Theologie in der Bundesrepublik Deutschland und im internationalen Raum zu tun bekommen hätte, ist auch sonst gänzlich abseitig. Für die Theologie am Sprachenkonvikt brachte dieses epochale Ereignis überhaupt keine Überraschungen. Denn es gehörte zum Selbstverständnis dieser Kirchlichen Hochschule/Ost von ihren ersten Tagen an, dass sich die theologische Ausbildung und die theologische Forschung hier bei aller Konzentration auf die Situation in der DDR in der Teilnahme am wissenschaftlichen Diskurs „jenseits der Mauer“ zu vollziehen habe. Was meine systematisch-theologische Disziplin betrifft, so bewegte sie sich – angefangen von der Barth-Bultmann-Debatte über die Auseinandersetzungen um die Münchner Geschichtstheologie und nach 1968 um den Einfluss des Neomarxismus auf theologische Konzepte – immer in grenzüberschreitenden theologischen Fragestellungen. Für den wissenschaftlichen Austausch mit dem „Westen“ waren die Berliner Verhältnisse zudem besonders günstig. Besuche von Theologen aus der Bundesrepublik Deutschland und der Austausch mit den Kollegen von der Kirchlichen Hochschule Berlin-Zehlendorf gehörten kontinuierlich zur theologischen Existenz in Ostberlin.

Schwieriger als den Kontakt mit Menschen aus dem Raum der westlichen Theologischen Wissenschaft zu pflegen, war es dagegen, die Literatur zu beschaffen, welche den Stand der wissenschaftlichen Forschung außerhalb der DDR spiegelte. Nur angewiesen auf die theologische Literatur, welche in der DDR erschien und die überdies der Zensur ausgesetzt war (für die einige Kolleginnen und Kollegen aus den Fakultäten/Sektionen im Geheimen fleißig arbeiteten) wäre das Theologiestudium schmalbrüstig geworden. In der Zeit nach 1961 war jedoch der Aufbau einer Bibliothek, die den wissenschaftlichen Erfordernissen entsprach, weithin nur auf abenteuerliche Weise möglich. Ich könnte über diese „abenteuerliche Weise“, die unter uns auch zu Diskussionen über die Geltung ethischer Normen für Theologie-Dozenten im Sozialismus führte, einiges erzählen. Aber für den Typus des Selbststudiums, auf den die Ausbildungsabsicht am Sprachenkonvikt hinaus lief, war es unerlässlich, den Studierenden Zugang zum jeweiligen Stand der theologischen Wissenschaft zu verschaffen. Was wir da riskiert haben, wäre allerdings nicht möglich gewesen, wenn die EKD, die EKU/West, die West-Berliner Kirche und die Kirchliche Hochschule in Zehlendorf nicht für die Finanzierung dieser Literatur gesorgt hätten. Ohne die große und großzügige Unterstützung – auch in vielen materiellen Hinsichten – durch die westlichen Kirchen und unser Schwesterinstitut in Westberlin wäre das Sprachenkonvikt aber auch sonst gar nicht lebensfähig gewesen.

### 3.2. *Die wissenschaftliche Ausbildung*

Um die Existenz des Sprachenkonvikts auch von innen heraus für die Zukunft einigermaßen zu sichern, musste dringend für den *wissenschaftlichen Nachwuchs* gesorgt werden. Denn es war keineswegs sicher, dass die Kirchlichen Hochschulen ihre Dozenturen fürderhin aus dem Reservoir des Nachwuchses an den staatlichen Fakultäten würden besetzen können. Es wurden darum (viel zu wenige) Repetentenstellen eingerichtet, auf denen man sich wissenschaftlich qualifizieren konnte. Eine gesamt-kirchlich eingerichtete Promotions- und Habilitationsordnung ermöglichte es, die Befähigung zur wissenschaftlichen Forschung bzw. Lehrtätigkeit nachzuweisen. Akademischer Glanz war damit nicht verbunden. Es durften keine akademischen Titel, auf die der Staat Anspruch erhob, verliehen werden. Ein Scherzbold hat mich, der ich 1967 als Erster kirchlich promoviert wurde, deshalb *doctor ineffabilis* genannt.

Diese ganze Strecke der wissenschaftlichen Qualifikationen litt jedoch unter einem strukturellen Mangel, der sich nach der Wende für viele Einzelne übel ausgewirkt hat und der sich auch im Allgemeinen bis heute unerfreulich bemerkbar macht. Wer sich an einer Einrichtung wie dem Sprachenkonvikt wissenschaftlich qualifiziert hatte, ging in der Regel ins Pfarramt. Er hatte damit keine Gelegenheit mehr, sich zu habilitieren. Es kam deshalb zu Berufungen ohne Habilitation. Zum Beispiel bin auch ich im Jahre 1973 als Unhabilitierter mitten aus dem Studentenpfarramt heraus berufen worden und musste von einem Tag auf den anderen gewissermaßen aus dem Stand heraus die Tätigkeit eines Professors ausüben. Das war – zumal die 2. systematische Stelle am Sprachenkonvikt lange unbesetzt blieb – so anstrengend und arbeitsaufwendig, dass an eine Habilitation mit der dazu nötigen Studienzeit nicht zu denken war. Je mehr die Zeit mit der Lehrtätigkeit ins Land ging, um so unsinniger erschien es aber, eine Prüfung abzulegen, welche die Befähigung zu einer wissenschaftlichen Lehrtätigkeit nachweisen sollte, die ich schon jahrelang ausübte.

Nach 1990 wurde die Habilitation jedoch durch die Gesetzlichkeit der Bundesrepublik Deutschland zur Voraussetzung für die Anstellung an der Universität. Einige Kollegen und ich haben fix darauf reagiert, indem sie sich an einer der beiden Schwesterinstitute in Leipzig oder Naumburg, welche nach der Wende Hochschulrechte bekommen hatten, „kumuliert“ habilitiert haben. Verdiente Hochschullehrer, die das nicht konnten oder wollten, aber hatten keine Chance, berufen zu werden. Diejenigen jedoch, die nur „promoviert“ im Pfarramt saßen, kamen für Berufungen nicht in Frage. Die wissenschaftliche Ausbildungstradition des Sprachenkonvikts ist – bis auf zwei auch nicht ganz reine Ausnahmen – deshalb abgebrochen. An die Berliner Fakultät sind seit 1993 nur Menschen aus dem „Westen“ berufen worden. In kommenden Jahr geht der letzte Sprachenkonviktler in den Ruhestand. Auch die aus der ehemaligen Sektion berufenen Wissenschaftler sind altersbedingt weg, so dass diese Fakultät mitten im Herzen des Ostens den DDR-Erfahrungshintergrund endgültig los sein wird. Ein bisschen sind wir – obwohl wir nicht ahnen konnten, was uns der Gang der Geschichte bescheren würde – aufgrund der in der Breite nicht hinreichenden Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchses auch selbst daran schuld.

Dass es dagegen an der Universität die Intensität der Begleitung des Studiums jeder und jedes Einzelnen durch den Lehrkörper, wie sie am Sprachenkonvikt üblich war, kaum noch geben wird, ist dem ganz anderen Studienklima an der Uni-

versität, der großen Zahl der Studierenden und der Vielzahl theologischer und religionspädagogischer Studiengänge geschuldet. Das Ineinander der Wohnwelt und der Studienwelt an einem Konvikt gründete – trotz vieler sog. „Externer“, die irgendwo in Berlin lebten – das Studium am Sprachenkonvikt in einer an einer Universität unwiederholbaren Weise. Wir hatten, wenn es hoch kam, 150 Studierende. Ich kannte jede und jeden Einzelnen persönlich. Alle Studierenden hatten einen Tutor unter den Dozenten, der mit ihnen den Studienablauf und die Studienschwerpunkte plante. In einer sog. „Hechelkonferenz“ am Ende des Semesters wurde der Studienstand von Allen überprüft. „Intensivkurse“ am Anfang jedes Jahres mit je einem Vertreter der Hauptdisziplinen übten die Interdisziplinarität der Theologie ein. Sie schufen zudem ein Arbeitsklima zwischen Lehrenden und Lernenden, das beiden zugute kam. Im Vergleich mit einer Theologischen Fakultät von heute zieht sich für mich die Erinnerung an die „selbständige Theologenausbildung“ am Sprachenkonvikt auf den Grundeindruck zusammen, dass das theologische Lehren hier mit einer wachen Aufmerksamkeit auf das Studieren, aber auch mit einem Teilnehmen am Leben und Geschick der Studierenden verbunden war.

Das hat Konflikte nicht verhindert, ja manchmal sogar besonders schmerzlich werden lassen, wenn die Ansprüche auf der einen Seite und die Leistungen auf der anderen Seite nicht zusammen stimmten oder sich die persönlichen Interessen der Studierenden mit institutionellen Erfordernissen rieben. Auch war der Studientyp am Sprachenkonvikt bei den Studierenden und in unserem kirchlichen Umfeld beileibe nicht der Kritik enthoben. Der alte, schon lange vor uns und bis heute im Schwange gehende Vorwurf, dass das akademische Theologiestudium zu „abstrakt“ sei und nicht genügend berufspraktische Fertigkeiten vermittele, hat den Ruf nach einer Studienreform auch gegenüber dem Sprachenkonvikt immer wieder angefeuert. Gegen Ende der DDR-Zeit sind von kirchlicher Seite unter dem Eindruck des ökumenisch vermittelten anglo-amerikanischen Studientyps sogar Konzepte vorgelegt worden, die Vorformen des Bologna-Prozesses der Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen an der Universität heute waren. Zu einer Realisierung solcher Konzepte ist es glücklicherweise nicht gekommen. Denn mit solchem Studienprofil hätten wir die Studierenden 1991 gar nicht an die Universität mitnehmen und den Geist eines freien akademischen Studiums in die Theologische Fakultät tragen können. Es ist bei der Fusion des Sprachenkonvikts mit der Theologischen Fakultät im Jahre 1991 allerdings auch eine sehr sinnvolle Studienreformaßnahme unter den Tisch gefallen.

Das war die Koppelung der Ausbildung in den alten Sprachen mit den Proseminaren der historischen Disziplinen.

Natürlich kann man nicht blind für die Probleme sein, die ein freies, akademisches Studium schafft. Denn es ist nicht einfach, von der *Freiheit zum eigenen Studieren* den sachgerechten Gebrauch zu machen. Es sind auch am Sprachenkonvikt nicht wenige daran gescheitert, dass sie mit der Freiheit, die sie hier hatten, nichts Rechtes anzufangen wussten. Dennoch war das Befördern dieser Freiheit inmitten einer Gesellschaft, die Freiheit als „Einsicht in die Notwendigkeit“, d.h. in das Nachplappern von Parteidoktrinen, verstand, wichtig, um eine Pfarrerschaft mit freiem geistigen Horizont heranzubilden. Die Chancen eines solchen Studiums „mutig wahrzunehmen“, wie es etwas verwegen im Immatrikulationsgelübde des Sprachenkonvikts hieß, war die Zumutung, der sich die Studierenden hier zu stellen hatten.

Wir haben uns deshalb auch gegen eine vorschnelle *kirchliche Verzweckung* des Studiums gewehrt, welche die Theologie auf den Gebrauchswert für die Pfarramtspraxis zurück stützt. Es gab aus diesem Grunde am Sprachenkonvikt regelrecht einen (am Ende freilich erfolglosen) Widerstand gegen die Einführung eines Gemeindepraktikums. In der Praxis können sich die Pfarrerinnen und Pfarrer, angefangen von der sich an das Studium anschließenden kirchlich-praktischen Ausbildung, ihr ganzes Leben üben. Die Chance zu lernen, in lebenslanger Freude am Entdecken, am selbstkritischen Überholen der eigenen, ohne Theologie immer mehr einrostenden Geisteswelt praktisch werden zu können, aber haben sie nur einmal für begrenzte Zeit in ihrem Studium.

Mir hat immer vor Augen gestanden, dass wir die, die wir für ein Pfarramt in der DDR ausbildeten, in einen schwierigen, ja anfechtenden Beruf hinaus schickten. Denn die DDR hat – „Kirche im Sozialismus“ hin und her – niemals aufgehört, unserer Kirche schwer zuzusetzen und die Gemeinden gezielt und systematisch zu dezimieren. Ganze Berufsgruppen wurden genötigt, aus der Kirche auszutreten. Wer Pfarrerin und Pfarrer wurde, musste lernen, mit Anfeindungen und Misserfolgen zu leben. Er musste ertragen können, dass die Kinder durch den Ausschluss von der Oberschule diskriminiert wurden. Er hatte sich damit abfinden, sozial auf sehr schwachen Füßen zu stehen. Um sich von dieser unabsehbaren Situation durch die Jahre hindurch nicht gefangen nehmen zu lassen und schließlich zu resignieren, bedurfte es eines freien Verhältnisses zu sich selbst, zu der eine theologische Existenz mit ihrem lebendigen geistigen Horizont Wesentliches beizutragen hat.



Weil es um diese Freiheit ging, darf man sich das Studieren und Leben am Sprachenkonvikt auch beileibe nicht wie ein verbiestertes Eingraben in die Theologie inmitten einer mit Macht ausgerüsteten Umgebung vorstellen, die das Kollegium und die Studierenden als Zentrum „reaktionärer Kräfte und feindlicher Ideologie“ geortet hatte.<sup>14</sup> Trotz aller Angst und aller Feigheit, die es auch gegeben hat, und trotz wirklich schlimmer Erfahrungen ist uns das Lachen niemals vergangen. Meine Erinnerung an das Sprachenkonvikt ist auch ein „zwijscherndes Vogelnest“ von Geschichten voller Lachen mit ganz freien Menschen unter den Kollegen und Studierenden und einer unbeschwerten Fröhlichkeit, die ich später an der Universität in dieser Weise nicht wieder erlebt habe.

Nach Hegel ist die Komödie ja ein Kunstwerk, das den Niedergang einer Gesellschaft durch ihr Verlachen ankündigt. Daran ist im Blick auf die Alltagskomödien in der DDR, die in besonderen Witzen ihren Ausdruck fanden, sicherlich viel Wahres. Es ist kein Zufall, dass dergleichen Witze mit dem Ende der DDR aufgehört haben. Aber als das Lachen, das sie auslösten, noch heraus platzte, war es ein Ereignis der Freiheit. Ich erinnere mich an einen Vormittag, da war der Hof des Sprachenkonvikts erfüllt von großem Gekicher und Gelächter. Es war der 4. November 1989. Da wurden von einer großen Studentenzahl spritzige und witzige Plakate und Transparente gemalt, um mit ihnen auf den Alexanderplatz zu ziehen. Es war ein Zug, der sich in den Herbsttagen dieses Jahres in eine Vielzahl von schon länger andauernden politischen Aktionen mancherlei Art am Sprachenkonvikt einreichte. Auch das gehörte zur „selbständigen Theologenausbildung“ an dieser besonderen Kirchlichen Hochschule in der DDR. In der Öffentlichkeit sind die Impulse, die von hier für eine demokratische Erneuerung der DDR-Gesellschaft ausgegangen sind, heute häufig vor allem von Interesse. So ist in diesem Jahre der Erinnerung an den Mauerfall vor 20 Jahren sogar der Vorschlag gemacht worden, in der Borsigstraße eine Erinnerungsstätte an „Opposition und Widerstand in der DDR“ einzurichten. Doch die eigentliche Bedeutung der von der Kirche verantworteten Hochschulausbildung in der DDR ist auf einer anderen Ebene zu suchen. Einrichtungen wie das Sprachenkonvikt haben dafür gesorgt, dass in der DDR-Zeit Theologinnen und Theologen in die Pfarrämter kamen, die wesentlich dazu beigetragen haben, den Kirchen in der DDR ihre ureigenste Freiheit zu erhalten.

---

<sup>14</sup> So in einer Information der AG Kirchenfragen beim ZK der SED vom 17.12.1976, IfGA ZPA IV B2/14/139.